

Nuissl, Henning; Bigalke, Bernadett

Working Paper

Älterwerden in Suburbia - eine explorative Studie zur Auswirkung von Suburbanisierung auf die Lebensqualität älterer Menschen

UFZ Discussion Paper, No. 9/2006

Provided in Cooperation with:

Helmholtz Centre for Environmental Research (UFZ)

Suggested Citation: Nuissl, Henning; Bigalke, Bernadett (2006) : Älterwerden in Suburbia - eine explorative Studie zur Auswirkung von Suburbanisierung auf die Lebensqualität älterer Menschen, UFZ Discussion Paper, No. 9/2006, UFZ-Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle, Leipzig

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/45247>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

UFZ-Diskussionspapiere

Department Stadt- und Umweltsoziologie

9/2006

**Älterwerden in Suburbia –
eine explorative Studie zur Auswirkung von
Suburbanisierung auf die Lebensqualität
älterer Menschen**

Henning Nuissl, Bernadett Bigalke

Oktober 2006

Älterwerden in Suburbia – eine explorative Studie zur Auswirkung von Suburbanisierung auf die Lebensqualität älterer Menschen

Henning Nuissl^a, Bernadett Bigalke^b

Inhalt

Zusammenfassung (Abstract).....	2
0. Altern im suburbanen Raum – ein relevantes Thema?	3
1. Räumliche Voraussetzungen eines ‚gelungenen Alterns‘	4
2. Der Einfluss der Suburbanisierung auf die Lebensbedingungen älterer Menschen.....	11
3. Anlage der explorativen Studie	15
4. Empirische Befunde aus der Region Leipzig.....	18
4.1 Gründe für Umzugsentscheidung und Standortwahl	18
4.2 Zufriedenheit mit der Wohnung und der Wohnumgebung	20
4.3 Das soziale Netzwerk	23
4.4 Außerhäusliche Aktivitäten (Kultur, Bildung, Sport, ehrenamtliches Engagement)..	25
5. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen	26

Zusammenfassung (Abstract)

In den vergangenen Jahrzehnten haben die Städte in Deutschland einen ausgeprägten Suburbanisierungsprozess durchlaufen. Es ist davon auszugehen, dass dieser Prozess Auswirkungen auf die Lebensqualität aller Stadtbewohnerinnen und -bewohner, insbesondere aber auch auf die ältere Bevölkerung hat. Die vorliegende Studie geht an der östlichen Peripherie von Leipzig der Frage nach, inwieweit sich der Umzug an den Stadtrand auf die Möglichkeiten älterer Menschen auswirkt, ihre alltäglichen Bedürfnisse zu befriedigen und auch im Alter ein selbstständiges Leben zu führen. Dabei wird auch thematisiert, welche Folgen die Suburbanisierung für die Aufrechterhaltung individueller sozialer Netzwerke hat. Damit möchte diese kleine explorative Studie einen Beitrag zum Thema „Altern im städtischen Raum“ leisten.

^a UFZ Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle GmbH, Department Stadt- und Umweltsoziologie
Permoserstr. 15, 04318 Leipzig
e-mail: henning.nuissl@ufz.de

^b Universität Erfurt, Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien
Am Hügel 1, 99084 Erfurt
e-mail: bernibi@yahoo.de

0. Altern im suburbanen Raum – ein relevantes Thema?

Was allen, die es wissen wollten, schon lange bekannt war, ist seit wenigen Jahren auch zum unverrückbaren Eckpunkt unseres kollektiven (Problem-) Bewusstseins geworden: Die Bevölkerung Deutschlands altert rapide. Es gibt immer mehr Menschen, die von der Bevölkerungsstatistik als „alt“ klassifiziert werden, und dieser Trend wird in den kommenden Jahrzehnten noch erheblich an Dynamik zulegen. So prognostizieren die Vereinten Nationen, dass der Anteil der über 65jährigen an der deutschen Bevölkerung von bereits beachtlichen 16,3 % im Jahr 2000 auf 24,6 % im Jahr 2020 ansteigt (United Nations Population Division 2003). Diese ‚zweite demographische Wende‘ (Kaa 1987; Birg 2005) findet ihren Niederschlag in den mittlerweile allgegenwärtigen, aber wenig verheißungsvollen Schlagworten von der Überalterung und Vergreisung unserer Gesellschaft; sie öffnet nicht nur Sozial- und Finanzpolitikern, die über die richtigen Konzepte und Strategien für eine Reform des Rentenversicherungssystems streiten, ein neues und weites Betätigungsfeld, sondern auch den Gesellschaftswissenschaften, insbesondere den anwendungsorientierten wie Sozialpädagogik, Gerontologie und Raumplanung, ein neues Forschungsgebiet.

Auf kommunaler Ebene beginnen Stadtverwaltungen, öffentliche und private Aufgabenträger sowie Wohnungsbaugesellschaften, sich auf den demographischen Wandel vorzubereiten. Die Anpassung städtischer Infrastrukturen an eine ergraute Klientel – wie etwa die Einrichtung barrierefreier Zugangsmöglichkeiten zu öffentlichen Verkehrsmitteln, der altengerechte Umbau von Wohnungen, die Bereithaltung eines differenzierten, auf die Bedürfnisse (auch) von älteren Menschen ausgerichteten Einzelhandels- und Dienstleistungsangebots oder der Ausbau des Netzes wohnortnaher Unterstützungsangebote (Sozialstationen) – ist dabei eine zentrale Aufgabenstellung (Häußermann 1996: 47-55). Allerdings ist dieser Umbau von Strukturen der Daseinsvorsorge zwar notwendig, aber noch nicht hinreichend dafür, dass räumliche und demographische Entwicklung zueinander ‚passen‘. Es stellt sich auch die grundsätzlichere Frage, inwieweit die vor allem nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts entstandenen Stadtlandschaften generell in der Lage sind, einer alternden Gesellschaft das erreichte Maß an Lebensqualität zu gewährleisten. Dem suburbanen Raum kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu. Verstanden als Siedlungsstrukturtypus, der von geringer bis mittlerer Bebauungsdichte, weitgehender Funktionstrennung und ‚Pendeldistanz‘ zu einem städtischen Zentrum charakterisiert ist, wurde er – in Westdeutschland seit den sechziger, in Ostdeutschland erst seit den neunziger Jahren – zur ‚Wohnheimat‘ eines großen Teils der

deutschen Bevölkerung. Heute muss er in zunehmendem Maße unter Beweis stellen, dass er nicht nur dem typischen Zweigenerationenhaushalt in der Familienphase, sondern auch älteren Menschen einen geeigneten Lebensraum bieten kann. Hierbei geht es zwar auch, aber keineswegs allein um (räumliche) Merkmale bzw. Parameter der Infrastrukturausstattung; ebenso wichtig ist die Frage, in welchem Maße eine zur Lebensführung älterer Menschen passungsfähige soziale Umgebung besteht.

Die vorliegende Ausarbeitung soll einen Beitrag zur Klärung der Frage leisten, inwieweit der suburbane Raum dem Bedarf und den Bedürfnissen seiner älteren Bewohnerinnen und Bewohner gerecht wird. Sie stützt sich auf eine kleine empirische Studie, die in der Stadtregion Leipzig durchgeführt wurde. Bevor diese Studie und ihre Ergebnisse vorgestellt werden (Abschnitte 3-4), soll jedoch der Diskussionsstand zum Zusammenhang von räumlicher Umgebung und Altern knapp skizziert werden (Abschnitte 1-2).

1. Räumliche Voraussetzungen eines ‚gelungenen Alterns‘

Bevor wir uns der Frage zuwenden können, welche räumlichen Bedingungen einer alternden Bevölkerung angemessen sind, gilt es zunächst zu klären, was unter ‚Alter‘ und ‚alt sein‘ überhaupt zu verstehen ist bzw. an dieser Stelle verstanden werden soll. Zunächst ist festzuhalten, dass in unserer Gesellschaft das Alter, als letzte Lebensphase, hochgradig institutionalisiert ist. Mit der Rentengesetzgebung wurden die Alten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert zu einer eigenen gesellschaftlichen Gruppe, die sich dadurch auszeichnet, dass sie endgültig aus dem Erwerbsleben ausgeschieden ist. Altsein wird so zu einer spezifischen Form sozialer Existenz – einer Existenzform allerdings, die sich in den letzten Jahrzehnten nicht nur drastisch verändert, sondern auch stark ausdifferenziert hat. Verantwortlich hierfür sind nicht zuletzt die beträchtliche Zunahme des gesellschaftlichen Wohlstandsniveaus, die rasant gestiegene durchschnittliche Lebenserwartung und die zunehmende Verflüssigung der Grenze zwischen Arbeitsleben und Ruhestand im Zuge des langsamen Verschwindens der industriegesellschaftlichen Normalbiographie. So ist eine Gleichsetzung von Ruhestand und Alter zunehmend fragwürdig geworden, und dementsprechend differenziert auch die Altersforschung mittlerweile zum Mindesten zwischen ‚jungen‘ und ‚alten‘ Alten. Das Alter erscheint nicht mehr als bloße Restzeit, die es zu durchleben gilt, sondern als eigenständige Lebensphase, die Optionen eröffnet und spezifische Lebens- und Handlungsentwürfe erfor-

dert (Kohli 1992: 236). Während die öffentliche Diskussion über eine Vergreisung der Gesellschaft eher eine stereotype Sichtweise älterer Menschen verstärkt (die vor allem die physischen und mentalen Einschränkungen betont, die das Alter mit sich bringen kann), gilt es also zunächst die soziale Konstruiertheit des Altersbegriffs zu vergewärtigen und die Vielfalt des Alters und des Altseins anzuerkennen. Dabei sind selbstverständlich auch die sozialen Differenzen im Blick zu behalten, die zwischen den „Alten“ mindestens ebenso groß sind wie zwischen den Noch-nicht-Alten.

So bedenkenswert die hier angerissenen Untiefen des Altersbegriffs auch sind – sie können an dieser Stelle nicht weiter ausdiskutiert und sollen daher gleichsam eingeklammert werden. So wird im Folgenden, in pragmatischer Absicht, der traditionelle, institutionell vordefinierte Altersbegriff zu Grunde gelegt: als „alt“ gilt also, wer aus dem Erwerbsleben ausgeschieden ist. Dies darf freilich nicht als Ignoranz gegenüber der Differenziertheit von Lebenswelten älterer Menschen missdeutet werden. Vielmehr ist diese definitorische Abkürzung – abgesehen davon, dass begriffliche Alternativen, die das in empirischen Untersuchungen notwendige Maß an Eindeutigkeit aufweisen, rar sind – auf einen sachlichen Grund zurückzuführen: Die Erwerbsarbeit hat in jedem Fall einen entscheidenden Einfluss auf das aktionsräumliche Muster von Menschen – ihr Wegfall bedeutet, unabhängig vom biologischen oder sozialen Alter einer Person, einen gravierenden biographischen Einschnitt und zieht einen grundlegenden Wandel in den räumlichen Orientierungen nach sich (Herlyn 1990: 22f.). Hinzu kommt, dass beim Eintritt ins Rentenalter in aller Regel die wesentlichen materiellen und sozialen Weichenstellungen im Leben eines Menschen bereits getroffen sind. So liegen in diesem Moment die Bedingungen weitestgehend fest, unter denen eine Person in ihrem wie immer ausdifferenzierten und lange andauernden letzten Lebensabschnitt lebenspraktische Entwürfe realisieren und ihre Autonomie – möglichst lange – aufrecht erhalten kann. Und letzteres ist nicht nur aus individueller, sondern auch aus gesellschaftspolitischer Perspektive ein zentrales Ziel (Weltzien 2004: 34f.). Auch wenn heutzutage die Aufrechterhaltung eines selbstständigen Lebens nach dem Ausscheiden aus dem Beruf keinerlei Problem darstellt, bleibt der Renteneintritt insofern ein in jeder Hinsicht zentraler Meilenstein des Älterwerdens – es ist eben kaum damit zu rechnen, dass zu einem späteren Zeitpunkt die Voraussetzungen für die erfolgreiche Bewahrung individueller Autonomie noch wesentlich verbessert werden können.

Hartmut Häußermann (1996: 52ff.) unterscheidet „subjektive“ und „objektive“ Bedingungen für „gelungenes Altern“: einerseits Gesundheit und materielle sowie immaterielle Ressourcen

eines Individuums, andererseits dessen gesellschaftliche und physische Umwelt. Gemessen an dieser gleichsam ‚objektivistischen‘ Klassifikation, gilt das Interesse der vorliegenden Studie den ‚objektiven‘ Bedingungen – wobei allerdings im Blick zu behalten ist, dass diese nur dann eine selbstständige Lebensführung von Seniorinnen und Senioren gewährleisten können, wenn zugleich auch die notwendigen individuellen (d.h. ‚subjektiven‘) Voraussetzungen vorliegen: Ausreichendes materielles und soziales Kapital ermöglichen es einer Person überhaupt erst, die in einer Gesellschaft – ‚objektiv‘ – vorhandenen Optionen des Handelns und der Lebensführung auch zu ergreifen. ‚Subjektive‘ und ‚objektive‘ Bedingungen der Selbstständigkeit im Alter spielen in der Realität ineinander und lassen sich daher nicht voneinander trennen. Als wichtigste im Rahmen der Wohn- und Stadtforschung sowie der Alterssoziologie herausgearbeitete technische und organisatorische – d.h. ‚objektiven‘ – Bedingungen der Selbstständigkeit älterer Menschen nennt Häußermann (1996: 54):

- Kontinuität der Wohnung und Wohnumgebung,
- Stabilität der Familiennetze,
- Hilfe zur Selbstständigkeit durch ein angepasstes Dienstleistungssystem,
- altersgerechte materielle Ausstattung von Wohnung und Wohnumgebung sowie des öffentlichen Raumes.

In dieser Aufstellung finden sich mehrerlei Hinweise darauf, dass die räumliche Umgebung einen entscheidenden Einfluss auf die Lebensqualität älterer Menschen hat. Zunächst wird mit dem Verweis auf Wohnumgebung und öffentlichen Raum die Relevanz raumstruktureller Rahmenbedingungen zumindest explizit angedeutet. Des Weiteren liegt es auf der Hand, dass sich der Nutzen (bzw. die Nutzbarkeit) sozialer Infrastrukturen (z.B. der Gesundheitsvorsorge oder der Freizeitgestaltung) erst im Zusammenhang mit ihrer Erreichbarkeit bzw. Zugänglichkeit ergibt. Um von älteren Menschen als Hilfe zur Selbstständigkeit in Anspruch genommen werden zu können, müssen diese Infrastrukturen also entweder vor Ort vorhanden oder als Bringdienste abrufbar sein. Und schließlich wird mit der Erwähnung der Stabilität der Familiennetze auf die in der Altersforschung etablierte Einsicht rekurriert, dass die Integration in stabile – familiale, aber auch in nicht-familiale – soziale Netzwerke entscheidende Bedeutung für Lebensqualität und Zufriedenheit älterer Menschen hat (Victor et al. 2003). Soziale Netze erbringen sowohl praktische als auch emotionale Unterstützungsleistungen, die im Alter tendenziell (noch) wichtiger werden (als dies ohnehin in allen Lebensphasen der Fall ist) (Weltzien 2004: 42). Vielfach sind erst sie es, die älteren Menschen ein weiterhin selbstständiges und selbstbestimmtes Leben überhaupt ermöglichen (vgl. Butt et al. 2003). In besonderem Maße gilt dies für ältere Menschen, die ihren Lebenspartner verloren haben und

den Alltag als Single-Haushalt bewältigen müssen (Hollstein 2002). Die Einbindung von Individuen in soziale Netzwerke ist selbstverständlich nicht in erster Linie eine Funktion räumlicher und auch nicht notwendigerweise eine Funktion zeitlicher Distanzen. Gleichwohl weist sie eine räumliche Dimension auf, die aufgrund der (gegenüber früheren) in späteren Lebensphasen in der Regel abnehmenden räumlichen Mobilität mit zunehmendem Alter an Bedeutung gewinnt (vgl. ARL 1992). Oder anders ausgedrückt: Erfahrungsgemäß wächst die Distanzempfindlichkeit sozialer Netzwerke mit zunehmenden Alter der Beteiligten. Diesen Aspekt hebt Frank Schultz-Nieswandt (2000: 24) ausdrücklich hervor. Er verweist nicht nur auf „*räumliche Variationen in der Verfügbarkeit und in den Zugangschancen der sozialen Infrastruktur, insbesondere hinsichtlich der sozialen Dienste*“, sondern auch auf die „*Beziehung zwischen räumlicher Nähe der Generationenhaushalte und intergenerativer Bindungsdichte*“, auf „*Hilfebeziehungen in Abhängigkeit unterschiedlicher Wohnbedingungen und Wohnumgebungen*“ sowie auf „*Zusammenhänge zwischen Wohnmobilität, Entfernung und Hilfestress*“.

Damit lassen sich zwei Aspekte räumlicher Strukturen erkennen, die wesentlich dafür sind, ob ältere Menschen ihre Autonomie aufrechterhalten können (vgl. Scheiner/Holz-Rau 2002). Der erste Aspekt (a) bezieht sich auf die Gesamtheit der Ausstattungsmerkmale und Infrastrukturangebote des physisch-materiellen Raumes. Der zweite (b) betrifft die Bedeutung sozialer Netzwerke als Grundlage alltäglicher Unterstützungsleistungen – einschließlich des Problems, diese Netzwerke im Falle eines Umzugs oder/und zunehmender Mobilitätseinschränkungen aufrechtzuerhalten. Aus einer sozialpsychologischen Perspektive darf als dritter Aspekt noch die Wahrnehmung der räumlichen Umgebung ergänzt werden (c), die in erheblichem Maße von biographisch bedingten und in wichtigen Teilen kohortenspezifischen „*Erfahrungsaufschichtungen*“ abhängt (Herlyn 1990: 22). Denn die Lebenszufriedenheit (nicht nur) von (älteren) Menschen – die, das ist eine Binsenweisheit, starken Einfluss darauf hat, inwiefern vorhandene Optionen der Lebensführung ausgeschöpft werden – hängt nicht allein von den ‚objektiven‘ Lebensumständen ab. Sie wird vielmehr auch davon bestimmt, wie diese Lebensumstände ‚subjektiv‘ empfunden werden; und dafür ist nicht zuletzt ausschlaggebend, ob das jeweilige sozial-räumliche Umfeld als förderlich im Hinblick auf die Bewältigung des Alltags und die Möglichkeit zu sozialer Teilhabe wahrgenommen wird (Weltzien 2004: 38). Die drei genannten für die Aufrechterhaltung einer autonomen Lebensführung im Alter zentralen Aspekte sind Gegenstand einer Vielzahl von Untersuchungen. Um diese Aspekte zu konkretisieren, werden im Folgenden einige dieser Arbeiten herangezogen.

Ad (a) Der naheliegendste Weg zur Beantwortung der Frage, welche Ausstattungsmerkmale eine Wohnumgebung haben muss, damit sich ältere Menschen dort wohl fühlen und ihr Leben autonom gestalten können, ist es, die Betroffenen selbst zu befragen, während die Formulierung von bestimmten Ausstattungsstandards dann erst der zweite Schritt sein sollte. Diesen Weg beschriftet Rita Schneider-Sliwa (2004), die im Großraum der schweizerischen Stadt Basel über 3.200 ältere Personen – unter anderem – nach ihren Präferenzen hinsichtlich Wohnumfeld und Quartiersinfrastruktur befragt hat. Dabei konnte sie zunächst feststellen, dass die Befragten selbst – im Einklang mit der oben skizzierten Argumentation – die Ausstattungsmerkmale ihrer Wohnumgebung danach beurteilten, inwieweit sie ihnen dabei helfen, ein eigenständiges Leben zu führen. Eine bedeutende Rolle spielte hierbei zuallererst die Erreichbarkeit von Einrichtungen der täglichen Versorgung und der Daseinsvorsorge: Läden, Ärzte, Kultur- und Weiterbildungsangebote, Naherholungsmöglichkeiten. Für die Sicherstellung dieser Erreichbarkeit ist für viele ältere Menschen ein ausreichendes Angebot an Leistungen im Öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) erforderlich; die Mehrheit – auch – der Älteren frönt freilich automobilen Bewegungsformen. Wohnortnahe Möglichkeiten zu sozialen Kontakten und zur Teilnahme am sozialen Leben – zu nennen wären hier etwa Vereine, Einrichtungen zur Nachbarschaftspflege oder Kontaktstellen für Seniorinnen und Senioren – maßen die befragten Seniorinnen und Senioren ebenfalls Bedeutung zu. Sie legten damit Weitsicht an den Tag, da sie in der Mehrzahl (noch) nicht auf solche Angebote angewiesen sind. Ein weiterer wichtiger Befund ist, dass ältere Menschen ein ausgeprägtes Sensorium sowohl für den Straßenverkehr als auch für potentielle ‚Angsträume‘ haben. Dieses Sensorium scheint sich mit zunehmendem Alter zunächst immer stärker auszuprägen, im hohen Alter (jenseits der 80) dann allerdings wieder an Bedeutung zu verlieren – letzteres wohl vor allem aufgrund einer zunehmend verminderten Mobilität. Für bewegungseingeschränkte Menschen (aller Altersgruppen) ist schließlich die Rollstuhlgängigkeit von Parks, Bordsteinen und öffentlichen Gebäuden ein wichtiges Kriterium der Wohnumfeldqualität. Insgesamt belegen die Ergebnisse von Schneider-Sliwa einmal mehr, dass Altern und Altsein heutzutage sehr unterschiedliche Erscheinungsformen annehmen können. Angesichts der heterogenen Lebensumstände und Bedürfnisse älterer Menschen ist es nur schwer möglich zu formulieren, welche räumlichen Qualitäten und Ausstattungsmerkmale die Wohnumgebung für *die* Alten haben muss. Es kommt vielmehr darauf an, dass die Stadtplanung die Bedürfnisse ganz unterschiedlicher Bevölkerungs- und Nutzergruppen aufgreift – ein Postulat, das ja ganz generell und mitnichten nur für die – vielfältige – Gruppe der Älteren gilt. Insofern lässt sich auch nur ein eher allgemeines Fazit formulieren: *„Erforderlich sind Wohnumfeldanpassungen*

für selbstständiges Wohnen im Alter und der Erhalt von Kompetenz auf individueller und psychologischer Ebene mit Blick auf das Wohnumfeld, ferner eine stärkere Berücksichtigung von Unterschieden in Altersprozessen und ihren Auswirkungen auf Wohnumfeldaspekte“ (Schneider-Sliwa 2004: 113)

Ad (b) Der empirische Nachweis, dass die Wohnumgebung einen messbaren Einfluss auf die soziale Integration älterer Menschen hat, fällt nicht leicht. In einer quantitativ angelegten Studie in der niederländischen Stadt Groningen untersuchten Moorers und Suurmeijer (2001), inwieweit die Größe der sozialen Netzwerke bzw. der Grad der Vereinsamung älterer Menschen durch die Beschaffenheit ihrer jeweiligen Wohnumgebung erklärt werden kann. Motiviert wurde diese Untersuchung von der in einer Vorstudie bestätigten Annahme, dass Kommunalverwaltungen und Wohlfahrtsträger in der Regel von einem sehr hohen Einfluss der Wohnumgebung auf die Lebensqualität älterer Menschen ausgehen und auf dieser Grundlage häufig die Notwendigkeit einer Stabilisierung von Wohnquartieren postulieren. Als Variablen zur Charakterisierung von Wohnquartieren dienten den Autoren

- der Anteil der älteren Bevölkerung (als Hinweis auf die Möglichkeit, Freundschaften zu Gleichaltrigen aufzubauen und zu pflegen),
- die Kriminalitätsrate (als ‚einsamkeitsfördernde‘ Umgebungsqualität, da angenommen werden darf, dass ein fehlendes Sicherheitsgefühl die Pflege von sozialen Kontakten im Wohngebiet deutlich beeinträchtigt),
- die Anzahl an Angeboten zur Freizeitgestaltung für Senioren (als Indikator für die Zahl der Gelegenheiten, soziale Beziehungen aufzubauen).

Die Autoren gelangen zu dem Ergebnis, dass der Einfluss eines jeweiligen Wohnviertels auf die sozialen Netzwerke seiner älteren Bewohnerinnen und Bewohner minimal ist und die Größe dieser Netzwerke lediglich zu 8 %, die Vereinsamung älterer Menschen sogar nur zu 6 % erklären kann. Sie kommen daher zu dem Schluss, dass die Quantität und Qualität der von älteren Menschen unterhaltenen sozialen Beziehungen in allererster Linie auf individuelle (physische, psychische, soziale und materielle) Faktoren zurückzuführen ist. Generell bemerkenswert ist die Beobachtung der Autoren, dass die meisten Älteren ein relativ großes soziales Netzwerk besitzen, wohingegen ihr Gefühl, einsam zu sein, nur gering ausgeprägt ist.

Die Ergebnisse von Moorers und Suurmeijer stellen grundsätzlich in Frage, dass die Wohnumgebung von größerer Bedeutung für die soziale Integration älterer Menschen ist. Was die Generalisierung ihrer Befunde angeht, raten die Autoren allerdings selbst zur Vorsicht. Insbesondere verweisen sie auf die traditionell homogene Struktur niederländischer Städte

und Gemeinden, die im internationalen Maßstab eine seltene Ausnahme darstelle (Moorer und Suurmeijer 2001: 115f.). Zu hinterfragen wäre unseres Erachtens außerdem die durchaus eigenwillige Operationalisierung der ‚Vernetzungsförderlichkeit‘ von Wohnquartieren: so implizieren die gewählten Indikatoren, dass ältere Menschen neue Beziehungen in erster Linie mit Gleichaltrigen anstreben, während die Möglichkeit, intergenerative Netzwerkressourcen zu entwickeln, gar nicht in den Blick genommen wird; und so ist die Kriminalitätsrate – abgesehen davon, dass sie, wie in anderen Studien nachgewiesen wurde, nur sehr bedingt mit dem subjektiven Sicherheitsempfinden der Bewohnerinnen und Bewohner eines Viertels korreliert – nur einer unter vielen Faktoren, die ein selbstbestimmtes und -bewusstes Bewegen im Wohnquartier beeinträchtigen können, wobei andere Aspekte, wie etwa die Autoverkehrsbelastung, möglicherweise sogar stärker ins Gewicht fallen. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass in einer Reihe von Studien, die sich mit der Situation älterer Menschen in benachteiligten Stadtquartieren beschäftigen, ein deutlich negativer Einfluss der räumlichen Umgebung auf die Lebensqualität der Senioren festgestellt wurde (vgl. Brown 1995). Allerdings stehen in diesen Arbeiten die besonderen Probleme prekärer Wohngebiete mit einem weit überdurchschnittlichen Anteil sozial benachteiligter Bevölkerungsgruppen im Mittelpunkt. Insgesamt darf hinsichtlich der Frage nach der ‚räumlichen Bedingtheit‘ sozialer Netzwerke älterer Personen damit noch weiterer Klärungsbedarf konstatiert werden.

Ad (c) Empirische Befunde zu der Frage, wie ältere Menschen ihre Wohnumgebung wahrnehmen, stammen – ebenfalls – in erster Linie aus stadtsoziologischen Untersuchungen benachteiligter Wohnquartiere. Scharf, Philippon und Smith (2003) gehen in ihrer Studie von der Hypothese aus, dass ältere Menschen einerseits eine besonders intensive gefühlsmäßige Bindung an ihr Wohnquartier haben, andererseits in ihrer alltäglichen Lebensführung in besonderem Maße von der Beschaffenheit dieses Quartiers beeinflusst werden. In neun sozial benachteiligten Wohnvierteln der drei englischen Städte Liverpool, Manchester und Newham haben sie eine Umfrage unter 600 Personen über 60 Jahren durchgeführt und zusätzlich 130 vertiefende Interviews geführt. Die Ergebnisse ihrer Untersuchung bestätigen zunächst die Annahme, dass ältere Menschen häufig eine enge Beziehung zu ihrem Wohnquartier entwickeln – und zwar auch dann, wenn dieses Quartier als ‚sozial problematisch‘ gilt. Zwar benannten die meisten Befragten eine Vielzahl sowohl positiver als auch negativer Eigenschaften ihres Wohnviertels – gemessen an der Gesamtzahl der Nennungen überwogen erstere jedoch deutlich. Dabei ist besonders hervorzuheben, dass – obwohl unter den geäußerten negativen Aspekten der Hinweis auf die anti-sozialen Verhaltensweisen anderer Bevölke-

rungsgruppen im Quartier (etwa von Studenten, Drogenabhängigen oder ethnischen Minderheiten) eine wichtige Rolle spielte – von mehr als der Hälfte der Befragten die guten nachbarschaftlichen Beziehungen hervorgehoben wurden. Darüber hinaus zeigte sich in der Studie, dass ältere Leute auf Veränderungen ihrer Wohnumgebung sehr aufmerksam reagieren. Insgesamt sehen die Autoren in ihren Befunden einen weiteren Beleg für den großen Einfluss des Wohnumfelds auf die wahrgenommene Lebensqualität älterer Menschen. Zugleich können sie zeigen, dass dieser Einfluss in den untersuchten, nicht unproblematischen Wohnquartieren tendenziell ein positiver ist. Es muss jedoch offen bleiben, ob diese Beobachtung darauf zurückzuführen ist, dass auch oder vielleicht sogar gerade diese Quartiere Umgebungsqualitäten bieten, die ältere Menschen durchaus zu schätzen wissen, oder ob die Ursachen eher im Phänomen der kognitiven Dissonanz zu suchen sind, darin also, dass die befragten Senioren sich ihre Wohnumgebung mangels alternativer Wohnstandorte ‚schön gucken‘ (vgl. Föbker/Grotz 2006: 101).

2. Der Einfluss der Suburbanisierung auf die Lebensbedingungen älterer Menschen

Nachdem wir nun das Argument entfaltet haben, dass räumliche Strukturen für die Autonomie – und ganz generell auch die Lebensqualität – älterer Menschen maßgeblich mit verantwortlich sind, soll im Folgenden mit dem suburbanen Raum nun eine spezifische Form der räumlichen Umgebung im Mittelpunkt stehen: Inwieweit bieten suburbane Wohnsiedlungen, wie sie in Westdeutschland insbesondere seit den sechziger, in Ostdeutschland seit den neunziger Jahren entstanden sind (vgl. als Überblick Brake et al. 2001), günstige oder ungünstige Bedingungen für das Altwerden und Altsein? Zusätzliche Relevanz erhält diese Frage vor dem Hintergrund des jüngsten Raumordnungsberichts für Deutschland. Dort wird festgestellt, dass die Umlandregionen der großen Städte vom demographischen Wandel in stark überdurchschnittlichem Maße betroffen sind – konkret heißt dies, dass nur die peripheren Regionen Nordostdeutschlands noch schneller altern als dieser Raumtypus (Raumordnungsbericht 2005).

Zu den sozialen Auswirkungen der Wohnsuburbanisierung ist den vergangenen Jahrzehnten viel geschrieben und gesagt worden. Dabei hat insbesondere das Argument weite Verbreitung gefunden, dass die sowohl soziale als auch städtebauliche Homogenität der klassischen suburbanen Wohnsiedlung massive Probleme nach sich ziehe (z.B. Benfield et al. 1999):

Abnahme von Gelegenheiten zu sozialem Kontakt, Verlust von städtischer Öffentlichkeit und Rückgang politischer Teilhabe (z.B. Putnam 2000), häusliche Isolierung der ‚Grünen Witwen‘, der für die Reproduktionsarbeit verantwortlichen Hausfrauen (Strong-Boag et al. 1999), drastische Zunahme von Mobilitätsanforderungen einerseits (z.B. Newman/Kenworthy 1991) und Bewegungsarmut der erwachsenen Vorstadtbevölkerung mit negativen gesundheitlichen Folgen andererseits (z.B. Lopez 2004); all dies sind der Suburbanisierung unmittelbar zur Last gelegte negative soziale Erscheinungen. Exemplarisch sei in diesem Zusammenhang eine Studie angeführt, die danach fragt, wie sich die in den suburbanen Wohngebieten der USA übliche ausschließliche Orientierung auf das private Automobil als – einzig möglichem – Verkehrsmittel auf die sozialen Beziehungen innerhalb dieser Wohngebiete auswirkt (Freeman 2001): Auf der Grundlage einer umfangreichen Haushaltsbefragung in mehreren Stadtregionen kommt diese Studie zu dem Ergebnis, dass zwischen der Nutzung des Autos als Verkehrsmittel und der Intensität von Nachbarschaftsbeziehungen ein signifikant negativer Zusammenhang besteht. Die Gegenprobe mit der Bevölkerungsdichte als unabhängiger Variablen erbrachte hingegen keine solche Korrelation. Die Orientierung auf das Automobil als Hauptverkehrsmittel hat demnach nachteilige Auswirkungen auf die soziale Kohäsion von Nachbarschaften.

Was die Auswirkungen der Suburbanisierung auf ältere Menschen angeht, widmet sich die neuere Literatur in erster Linie den *indirekten* – d.h. am innerstädtischen ‚Ausgangspunkt der Suburbanisierung spürbaren – Effekten. So weist Hartmut Häußermann (1996: 56ff.) darauf hin, dass es noch vor 40 Jahren die innerstädtischen Altbaugebiete waren, die einen besonders hohen Anteil älterer Menschen beherbergten – und für Ostdeutschland galt dies, so darf hinzugefügt werden, auch noch in den achtziger Jahren. Die Älteren fanden dort eine differenzierte Infrastruktur vor und waren innerhalb des Quartiers typischerweise in soziale Netzwerke integriert (vgl. auch Heil 1971). Die Stadtentwicklungsdynamiken der vergangenen Jahrzehnte haben diese sozialräumlichen Strukturen jedoch weitgehend zum Verschwinden gebracht. Dabei können – wenn auch etwas holzschnittartig – zwei Typen von Altbauquartieren unterschieden werden, die an ihre Stelle getreten sind: Zum einen finden sich attraktive Innenstadtlagen, die durch Sanierungsmaßnahmen und Gentrifizierungsprozesse in den letzten Jahrzehnten deutlich aufgewertet wurden. Sie bieten einer häufig jüngeren städtischen Klientel, aber auch ‚jungen‘ Alten, die über eine gewisse Zahlungskraft verfügen, günstige Lebensbedingungen und ein angenehmes Ambiente (vgl. Häußermann 1996: 59). Weniger solvente ältere Mitbürgerinnen und Mitbürger haben diese Quartiere jedoch in aller

Regel den ökonomischen Zwängen gehorchend verlassen. Zum anderen hat der Suburbanisierungsprozess zu einem mehr oder minder ausgeprägten Niedergang zahlreicher Innenstadtquartiere geführt – ein Umstand, der sich in den ostdeutschen Großstädten in besonderer Deutlichkeit beobachten lässt: Weite Teile der früheren Bewohnerschaft, insbesondere die gut Ausgebildeten und ökonomisch Bessergestellten, haben diese Quartiere verlassen und Personen in prekärer sozialer Lage sind vielfach an ihre Stelle getreten. Gerade ältere Bewohnerinnen und Bewohner, die im Quartier zurückbleiben, erfahren diesen suburbanisierungsbedingten Prozess als Verlust von Nachbarschaft und leiden darüber hinaus unter dem Verschwinden alteingesessener Läden und Dienstleistungsangebote. Im schlimmsten Fall kann dies ihre soziale Isolation zur Folge haben (vgl. Clark 1987; Power 2001; Downs 1999). An dieser Stelle sei allerdings noch einmal auf die oben referierte Feststellung verwiesen, dass ältere Bewohnerinnen und Bewohner (auch) von sozial benachteiligten Quartieren ihre Wohnumgebung tendenziell positiv beurteilen. Insofern lässt sich die Vermutung anstellen, dass der Kern des Problems weniger in der sozialen Komposition von Nachbarschaften, sondern in der wahrgenommenen Geschwindigkeit von sozialräumlichen Veränderungsprozessen liegt.

Mit einer Ausnahme (Föbker 2002) sind uns keine aktuellen empirischen Studien bekannt, die sich ausdrücklich den *direkten* – d.h. am Stadtrand selbst wahrnehmbaren – Auswirkungen der Suburbanisierung auf die Lebensbedingungen älterer Menschen widmen. Diese ‚direkten‘ Suburbanisierungsfolgen lassen sich jedoch mehr oder minder unmittelbar aus den vorhandenen Kenntnissen zur für ältere Menschen ‚optimalen‘ Wohnumfeldausstattung ‚extrapolieren‘. Die große Mehrzahl der suburbanen Wohngebiete, die sich durch fehlende interne Differenziertheit, einen geringen Erlebniswert und die Abhängigkeit der Funktionsfähigkeit städtebaulicher Strukturen vom automobilen Individualverkehr auszeichnen, wäre demnach eindeutig als für ältere Personen weniger günstiges räumliches Umfeld einzuschätzen (vgl. Föbker/Grotz 2006: 100). So stellen Clark und George (2005: 1933) fest, „despite declining physical function, older adults report greater independence in instrumental activities when they live in environments with more land use diversity“. Die gewachsenen sozialen Bindungen in älteren suburbanen Wohngebieten, deren vor 25, 30 oder 40 Jahren gleichzeitig und häufig in der Familiengründungsphase zugezogene Bewohnerinnen und Bewohner gemeinsam älter geworden sind, mögen freilich viele dieser Nachteile kompensieren – allerdings ergeben sich aus dieser demographischen Homogenität auch besondere Herausforderungen für Kommunalpolitik und Stadtplanung: Anstelle von Schulen gilt es nun eher Sozialstationen

und Begegnungszentren einzurichten und zu unterhalten, ohne dabei allerdings die Zukunft eines jeweiligen Quartiers ganz aus dem Auge zu verlieren.

In den neuen Bundesländern stellt sich die Situation noch einmal anders dar. Suburbane Wohngebiete sind hier ganz überwiegend in den neunziger Jahren und vor allem aufgrund reichlich fließender Subventionen entstanden. Die Wohnhäuser, bei denen es sich sehr häufig auch um Geschosswohnungsbauten handelt, wurden in der Regel von Immobiliengesellschaften, nicht von privaten Bauherren, errichtet und werden zu einem hohen Prozentsatz auf dem Mietwohnungsmarkt angeboten. Der kollektive Gründergeist, der die Bauherren in so manchem westdeutschen Neubaugebiet auf lange Zeit zusammenschweißte, konnte sich nur in den wenigen Fällen entwickeln, in denen das Baugeschehen ebenfalls in den Händen der späteren Bewohnerinnen und Bewohner lag, die sich ihren Traum vom Wohnen im Grünen verwirklichten. Die aus den Kernstädten zugezogenen Bewohnerinnen und Bewohner suburbaner Wohngebiete in den neuen Bundesländern weisen in der Regel ein vergleichsweise heterogenes soziales Profil auf – nicht nur was Bildung und Einkommen, sondern auch was Familienstand und Alter angeht. Die junge Kleinfamilie als ‚klassische‘ Protagonistin der Suburbanisierung ist hier keineswegs dominant (vgl. Herfert 1996). Vielmehr haben beispielsweise auch viele Ehepaare, deren Kinder längst aus dem elterlichen Haushalt ausgezogen sind, die ihnen in den neunziger Jahren erstmals eröffnete Option zur ‚Suburbanisierung‘ ergriffen. Vielfach sind auch Rentnerinnen und Rentner an den Stadtrand gezogen, und von denjenigen, die zum Zeitpunkt des Umzugs noch berufstätig waren, sind mittlerweile ebenfalls viele in den Ruhestand eingetreten. Die ‚aktive‘ Teilnahme vieler nicht mehr ganz junger Menschen an der transformationsbedingten ostdeutschen Suburbanisierungsdynamik verleiht der Frage nach den räumlich bedingten Lebensumständen älterer Menschen am Stadtrand noch einmal zusätzliches Gewicht – müssten doch gerade die älteren Suburbanitinnen und Suburbaniten sich über diese Frage Gedanken gemacht haben, als sie ihre Umzugsentscheidung trafen (vgl. Warner 1994). Dies ist der Hintergrund, vor dem wir in einer explorativen Studie der Frage nachgegangen sind, inwieweit es sich für ältere Menschen ausgezahlt hat, ‚aktiv‘ am Suburbanisierungsprozess teilzunehmen bzw. ob der Umzug an den Stadtrand gerade für ältere Haushalte (mittelfristig) bestimmte Probleme nach sich gezogen hat.

3. Anlage der explorativen Studie

Mit dem Erkenntnisinteresse, zu einer Einschätzung zu gelangen, wie die jüngst über Ostdeutschland hinweggeschwappte Suburbanisierungswelle mit Blick auf den – skizzierten – Problemzusammenhang von Raumstruktur und alternder Gesellschaft zu bewerten ist, haben wir im Raum Leipzig eine kleine empirische Studie durchgeführt. Die drei oben eingeführten Aspekte dienten dabei als konzeptionelles Gerüst. So ging es uns im Wesentlichen um

- die Passungsfähigkeit von Raumstruktur und Infrastrukturausstattung am Stadtrand mit den Bedürfnissen älterer Menschen,
- die Einbindung älterer Suburbanitinnen und Suburbaniten in soziale Netzwerke sowie die sich in diesem Zusammenhang möglicherweise ergebenden Distanz- bzw. Mobilitätsprobleme,
- die Wahrnehmung und Bewertung der räumlichen Umgebung sowie, damit zusammenhängend, der eigenen Wohnortentscheidung durch ältere Suburbanitinnen und Suburbaniten – einschließlich deren emotionaler Bindung an ihr Wohnquartier.

Passend zu ihrem explorativen Charakter war die Studie ‚qualitativ‘ angelegt. Es wurde mit drei unterschiedlichen Datenquellen und Methoden gearbeitet.

(a) Entsprechend der verfolgten Fragestellung wurden – als Kernelement der Studie – Interviews mit Personen geführt, die nach 1989 aus innerstädtischen Lagen an den Stadtrand von Leipzig gezogen waren, heute das 65. Lebensjahr erreicht haben und nicht mehr berufstätig sind. Der Kontakt zu den Interviewpartnern wurde über Kirchengemeinden, Sportvereine, Begegnungsstätten sowie private Kanäle vermittelt. Insgesamt wurden zwischen April und September 2005 mit 15 Personen in 13 Haushalten leitfadengestützte, halbstrukturierte Interviews durchgeführt, wobei auf eine annähernd gleiche Anzahl von weiblichen und männlichen Befragten geachtet wurde. Die soziale Zusammensetzung des Samples erwies sich – nach Auswertung der Interviews – als vergleichsweise homogen. Höhere Bildungsabschlüsse überwiegen (Fachhochschule und Universität). Das monatliche Haushaltsnettoeinkommen beträgt im Mittel 2.000 € und liegt damit etwa 500 € über dem Leipziger Durchschnitt (Seniorenbeirat der Stadt Leipzig 2003: 15). Die Befragten sind somit materiell abgesichert und verfügen über gute Voraussetzungen für eine selbstbestimmte Lebensführung.¹ Eine Reihe von ihnen war schon zum Zeitpunkt des Umzugs an den Stadtrand aus dem

¹ Aufgrund begrenzter Ressourcen war es im Rahmen der Studie leider nicht möglich, der Frage nachzugehen, ob der Bias unseres Samples zugunsten sozial privilegierter Personen einer zufälligen Verzerrung geschuldet ist oder ob er lediglich widerspiegelt, dass diejenigen Leipzigerinnen und Leipziger jenseits der 50, die in den

Berufsleben ausgeschieden und befand sich entweder im Vorruhestand oder bereits im Ruhestand. Keiner der Befragten ist bislang darauf angewiesen, die Hilfe öffentlicher oder halböffentlicher Einrichtungen in Anspruch zu nehmen. Mit Ausnahme eines ‚hochbetagten‘ Ehepaars sind die Befragten zwischen 65 und 75 Jahren alt und fallen damit in die Kategorie der ‚jungen‘ Alten. Drei Viertel der Interviewten sind verheiratet und leben mit ihrem Ehepartner zusammen im selben Haushalt; drei der befragten Frauen sind verwitwet. Alle Befragten haben ein oder mehrere erwachsene Kinder. Etwa die Hälfte der Befragten verfügt über Wohneigentum (Haus oder Wohnung); die andere Hälfte wohnt zur Miete (Haus, Wohnung). Bezüglich der Lebens- und Wohnverhältnisse deckt das Sample damit verschiedene Typen des ‚älteren Suburbaniten in konsolidierten materiellen und sozialen Verhältnissen‘ ab. Die Interviews wurden in den Privatwohnungen der Befragten, in einem Fall in deren Wochenendhäuschen durchgeführt. Sie dauerten ca. 40 Minuten, wurden mit dem Einverständnis der Befragten aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Der eingesetzte Gesprächsleitfaden betraf die Wohnsituation, die Ausstattung und Wahrnehmung des Wohnviertels sowie die Mobilitätsmuster und die sozialen Netze der Befragten und zielte darüber hinaus auf eine biographische Einordnung der Wohnstandortwahl und der heutigen Wohnsituation. Die gestellten Fragen ließen den Befragten Raum für Erläuterungen und Assoziationen, die durch gezielte Nachfragen unterstützt wurden.

(b) Ergänzend zu den Gesprächen mit älteren Stadtrandbewohnerinnen und -bewohnern wurden drei Interviews mit – hauptberuflich oder ehrenamtlich – in der Seniorenarbeit tätigen Expertinnen durchgeführt. Befragt wurde jeweils eine Vertreterin der Stadt Leipzig, einer Kirchgemeinde und eines Seniorensportvereins. Diese Expertinnen verfügen über umfangreiche professionelle Erfahrungen mit der Lebenssituation von älteren Mitbürgerinnen und -bürgern und sind in der Lage, Aussagen zu Bedürfnissen und Entscheidungskriterien älterer Menschen zu treffen. Der bei den Expertinneninterviews eingesetzte Gesprächsleitfaden konzentrierte sich auf die Anforderungen, die an das Wohnumfeld von Seniorinnen und Senioren zu stellen sind, auf die Einschätzung der Lebenssituation von älteren Menschen am Stadtrand, auf die Veränderungen, die diese Lebenssituation seit 1990 erfahren hat, sowie auf persönliche Erfahrungen der Expertinnen aus der praktischen Arbeit. Auch die Expertinneninterviews dauerten rund 40 Minuten und wurden transkribiert. Leider konnte keine der befragten Expertinnen spezifische Aussagen dazu treffen, inwiefern sich die Lebenslagen von Senioren am Stadtrand und Senioren, die zentrumsnäher wohnen, unterscheiden. Daher

vergangenen 15 Jahren an den Stadtrand gezogen sind, tatsächlich eine in der Regel deutlich überdurchschnittliche soziale Position aufweisen.

wurden die Experteninterviews nicht als ‚Hauptdatensatz‘ verwendet, sondern lediglich als ‚Referenzfolie‘ für die Interpretation der Senioreninterviews.

(c) Als dritte Datenquelle wurde der Seniorenreport 2003 der Stadt Leipzig (Seniorenbeirat der Stadt Leipzig 2003) herangezogen. Er beruht auf Daten der kommunalen Bürgerbefragung von 2002, welche seniorenspezifisch ausgewertet wurden und enthält unter anderem Aussagen zu Wohnsituation, Einkommen, Gesundheit, Freizeit- und Sportaktivitäten, sozialen Netzwerken, ehrenamtlichem Engagement und Mobilität älterer Mitbürgerinnen und -bürger. (Seit 1993 wurden bereits vier Seniorenreporte erstellt.) Auch der Seniorenreport wurde in erster Linie als Referenzrahmen für die Interpretation der Interviews verwendet; zugleich gibt er Hinweise auf die ‚quantitative‘ Relevanz bzw. die Generalisierbarkeit der anhand der Interviews gewonnenen Befunde.

Die Auswertung der Interviewtranskripte orientierte sich an den Prinzipien der qualitativen Inhaltsanalyse (Mayring 2000) als einer vergleichsweise pragmatischen Methodenvariante aus dem Arsenal der interpretativen Sozialforschung, die unserem weitgehend vorstrukturierten Anliegen (wie auch den verfügbaren Ressourcen) angemessen erschien. Wir haben nicht nur versucht, die räumliche Umgebung und die sozialen Netzwerke älterer Suburbanitinnen und Suburbaniten gleichsam ‚objektiv‘ zu erfassen sowie deren eigene Sicht ihrer räumlichen Umgebung – zumindest ansatzweise – zu rekonstruieren; darüber hinaus wollten wir diese Aspekte auch mit der Biographie und der Lebenssituation der Befragten in Zusammenhang bringen. Mit diesem Ziel haben wir ein grobes Kategoriengerüst entwickelt, entlang dessen die Interviewaussagen neu kombiniert und dann hinsichtlich ihres gemeinsamen Kerngehaltes verdichtet wurden. Zumindest ein erstes, vorläufiges Verstehen von ‚Fallstrukturen‘ ist durch dieses Vorgehen gewährleistet, sodass sich auch Rahmenbedingungen und individuelle Begründungen bestimmter Handlungsmuster erkennen lassen – eine notwendige Voraussetzung dafür, den interessierenden Ausschnitt sozialer Realität „in seiner Komplexität zu erfassen“ (Flick 2002: 17).

Um bei der Auswertung der Interviews von vergleichbaren räumlichen Rahmenbedingungen ausgehen zu können, sollte ein konkretes – suburbanes – Untersuchungsgebiet definiert werden. Die Wahl fiel auf den östlichen Leipziger Stadtrand, genauer auf einen Raum, der die Leipziger Stadtteile Paunsdorf und Heiterblick, die zwei im Jahr 1999 eingemeindeten, früher selbstständigen Vorortgemeinden Engelsdorf und Mölkau sowie die Gemeinde Borsdorf mit dem Ortsteil Zweenfurth umfasst. Der Untersuchungsraum erstreckt sich über ein Gebiet von

rund 40 km², liegt 5-12 km vom Leipziger Marktplatz entfernt und weist eine charakteristische ‚suburban-zwischenstädtische‘ (vgl. Sieverts 1997) Prägung auf. Im Kern handelt es sich bei den genannten Orten um ehemalige Angerdörfer, wobei die in der Nähe der Eisenbahnstrecke nach Dresden gelegenen Bereiche bereits seit Beginn des 20. Jahrhundert stark überformt wurden, während die weiter südlich liegenden Ortslagen ihre dörfliche Morphologie noch bis in die achtziger Jahre weitgehend erhalten hatten. Von der ‚realsozialistischen‘ Variante der residentiellen Suburbanisierung wurde das Untersuchungsgebiet in den achtziger Jahren erreicht, als in Paunsdorf mit der Errichtung der zweitgrößten Leipziger Plattenbausiedlung für rund 20.000 Einwohner begonnen wurde. Erst nach der deutschen Einheit aber setzte jener Suburbanisierungsprozess ein, dessen Folgen für die alternde Gesellschaft uns in erster Linie interessieren. Sowohl per Straße als auch per Bahn relativ gut an die Leipziger Innenstadt angebunden, in unmittelbarer Nähe zur Autobahn gelegen und nur wenige Kilometer vom landschaftlich reizvollen Muldental entfernt, gehörte das Untersuchungsgebiet in den neunziger Jahren zu den beliebtesten Zielgebieten der Suburbanisierung in der Region. In allen Orten und Ortsteilen wurden Siedlungsbereiche neu ausgewiesen und binnen weniger Jahre entstanden die Neubaugebiete, in denen unsere Interviewpartnerinnen und -partner wohnen – teils, wie vielerorts an der Leipziger Peripherie, mit dominierendem Geschosswohnungsbau, teils aber auch mit vorwiegender Prägung durch Einfamilienhäuser. Zeitgleich wurde die Straßenverkehrsinfrastruktur stark ausgebaut und in Paunsdorf entstand als überörtlich wirksames neues Versorgungszentrum das „Paunsdorf Center“, eine ‚Mall‘ mit rund 20.000 m² Verkaufsfläche.

4. Empirische Befunde aus der Region Leipzig

4.1 Gründe für Umzugsentscheidung und Standortwahl

Die befragten Seniorinnen und Senioren sind zwischen 1995 und 2001 aus zentrumsnahen Wohnvierteln Leipzigs in das suburbane Untersuchungsgebiet im Leipziger Osten gezogen. Die Beweggründe, die sie für ihre Umzugsentscheidung nennen, sind vielfältig, lassen sich im Wesentlichen aber auf drei Aspekte zuspitzen: Erstens spielten biographische Umbruchsituationen wie der bevorstehende Eintritt ins Rentenalter oder (in immerhin zwei Fällen) der (berufsbio-graphisch späte) Wechsel des Arbeitsplatzes eine Rolle. Diese Veränderungen veranlassten die Befragten z.T. zur Suche nach einer kleineren Wohnung – nicht zuletzt

deshalb, weil die erwachsenen Kinder ohnehin schon länger aus dem elterlichen Haushalt ausgezogen waren –, in einigen Fällen aber auch nach einer größeren Wohnung, um Angehörige mit in den Haushalt aufnehmen zu können. Zweitens bildete der seit Mitte der neunziger Jahre in den Leipziger Gründerzeitgebieten in Schwung gekommene Stadterneuerungsprozess, der umfangreiche Sanierungsmaßnahmen im Gebäudebestand mit sich brachte, einen wichtigen „Push-Faktor“. Viele der Befragten wollten sich dem Lärm und dem Schmutz, der hiermit – absehbar – einherging, nicht aussetzen. Zudem befürchteten sie eine unverhältnismäßig starke Anhebung der Mietkosten. Einige Befragte signalisierten auch einen gewissen Überdruß an ihrem alten Wohngebiet:

„Weil sich die Bedingungen in unserem Haus entscheidend geändert hatten in Nordost in der Eisenbahnstraße. Kein besonders attraktives Viertel. Als sich zeigte, dass das Haus rekonstruiert wird, da haben wir dann gesehen, dass wir dort nicht bleiben werden. Das sollte saniert werden, wurde von Westdeutschen gekauft und mit ziemlich hoher Miete auch. Die Ankündigung erfolgte schon 1992. Die ist hoch angesetzt gewesen. Da war für uns klar, wenn wir schon eine höhere Miete zahlen, dann suchen wir uns eine attraktivere Gegend. Warum sollten wir dort bleiben?“ (m65, Diplomökonom)

Drittens bildete der Wunsch nach Wohneigentum ein zentrales Motiv für den Umzug an den Stadtrand.

Für die Wahl des suburbanen Raums im Leipziger Osten als neuer Wohnstandort wurden sehr unterschiedliche Gründe angeführt. Einige der Befragten besaßen dort bereits Gartengrundstücke, die – nunmehr – bebaut werden konnten. Andere erwähnten, dass sie von der Kommune günstiges Bauland erwerben konnten. Daneben spielten vor allem familiäre Beweggründe eine Rolle. Etwa die Hälfte der Interviewten wollte in die Nähe ihres Kindes bzw. ihrer Kinder ziehen; einige errichteten sogar das Haus, in dem sie nun wohnen, als ‚Mehrgenerationenprojekt‘. Als wichtiges Argument für den gewählten Wohnstandort wurde schließlich dessen gute Infrastrukturausstattung ins Feld geführt: die gute Anbindung ans Straßennetz und an den ÖPNV, die gute Erreichbarkeit der Leipziger City sowie das Vorhandensein geeigneter Einkaufsmöglichkeiten und ärztlicher Versorgung im Wohnumfeld.

Die von den Befragten genannten Gründe für Umzugsentscheidung und Wohnstandortwahl decken sich im Wesentlichen mit den Ergebnissen des Seniorenreports 2003. Als hauptsächliche Motive für einen geplanten Umzug innerhalb der nächsten zwei Jahre werden dort für die Gruppe der 65-74-Jährigen gesundheitliche Gründe angeführt (26% der Nennungen), gefolgt vom Erwerb von Immobilieneigentum (mit – angesichts des Alters der Befragten – beachtlichen 19% der Nennungen). Auf den nächsten Plätzen rangieren familiäre Gründe (13% der Nennungen) sowie wahrgenommene Mängel der derzeitigen Wohnung und/oder Wohnumge-

bung (10% der Nennungen). Die über 75-Jährigen betonen erwartungsgemäß gesundheitliche Gründe als Umzugsmotiv noch wesentlich stärker (61% der Nennungen) – hier schlägt sich zweifelsohne der Umstand nieder, dass vielfach erwogen wird, in eine Form betreuten Wohnens überzuwechseln. Auch für die ‚alten‘ Alten sind dann familiäre Gründe das zweitwichtigste Umzugsmotiv (20% der Nennungen) – was in erster Linie auf den Wunsch zurückzuführen sein dürfte, nahe der eigenen Kinder oder anderer Verwandter zu wohnen (Seniorenbeirat der Stadt Leipzig 2003: 16-18). Die Autoren des Seniorenreports geben zu bedenken, dass die hier referierten Daten vor dem Hintergrund der Tatsache gelesen werden müssen, dass ein großer Teil der Leipziger Bürgerinnen und Bürger nach 1989 bereits mindestens einmal umgezogen ist. Dies gilt auch für die heutigen Seniorinnen und Senioren. So hat sogar von den 75-85-Jährigen etwa jeder Dritte in den vergangenen 16 Jahren einen Umzug vollzogen. Zugleich stellt der Seniorenreport aber auch fest, dass die große Mehrheit der Leipziger Seniorinnen und Senioren inzwischen eine ihren (derzeitigen) Bedürfnissen angemessene Wohnung gefunden hat, und prognostiziert demzufolge, dass Umzüge älterer Menschen in Zukunft sehr viel seltener sein werden als in der Vergangenheit und sich in erster Linie aus der Veränderung der persönlichen Lebenssituation ergeben werden (Seniorenbeirat der Stadt Leipzig 2003: 18-19).

4.2 Zufriedenheit mit der Wohnung und der Wohnumgebung

Befragt nach den positiven Eigenschaften ihres Wohnortes verwies die Mehrzahl der Interviewten auf die Ruhe, Sauberkeit und Ordnung, die dort vorzufinden seien. Am zweithäufigsten wurde – korrespondierend mit den oben referierten Befunden zu den Motiven der Wohnstandortwahl – die gute Erschließung mit dem ÖPNV und damit die gute Anbindung an die Leipziger Innenstadt genannt. Als wichtiger sozialer Aspekt wurden mehrfach die netten Nachbarn hervorgehoben, als Wohnumfeldqualitäten der eigene Garten sowie die ‚insgesamt nette Umgebung‘. Der Aufforderung zu sagen, was er an seinem Wohngebiet besonders mag, kam einer der Befragten folgendermaßen nach:

„Ja, die Nähe zum Stünzer Park. Das ist ein ganz bequemer Spaziergangsweg und für die Kinder ist es auch schön. Und die Nähe zur Stadt, die angenehme Verkehrsanbindung, die Ruhe und das man gleich am Garten ist, um ihn zu bearbeiten. Früher mussten wir immer erst hierher fahren, als wir noch gearbeitet haben.“ (m73, Chirurg)

Was negative Eigenschaften ihres Wohngebietes angeht, monierten einzelne Befragte Lärmbelästigungen durch den Straßenverkehr sowie den zunehmenden Luftverkehr und mangelnde

Einkaufsmöglichkeiten im Nahbereich. Darüber hinaus kritisierten zwei Interviewpartner die Eingliederung ihres Wohnortes in die Stadt Leipzig Ende der neunziger Jahre als „Zwangseingemeindung“, die Mängel beim Winterdienst und bei der Pflege kommunaler Grünflächen nach sich gezogen habe. Auch (potentielle) Nachbarschaftskonflikte wurden benannt – nicht zuletzt die eher ‚klassischen‘ Probleme, dass Ruhezeiten nicht eingehalten würden, dass Grundstücksgrenzen in unzulässiger Weise durch Pflanzenbewuchs missachtet würden, dass sich die in der Nachbarschaft wohnenden Übersiedler aus den ehemaligen Sowjet-Republiken selbst abschotteten oder dass im Wohngebiet zu schnell Auto gefahren werde:

„Dann haben wir hier eine neue Nachbarin, die ist unbelehrbar in jeder Hinsicht. Sie rast nicht nur durch die Gegend, sie telefoniert auch noch dabei. Aber das ist deren Privatsache.“ (m72, Journalist)

Eine Interviewpartnerin signalisierte, dass sie ungern allein das Haus verlasse, weil sie sich auf der Straße unsicher fühle – allerdings wurde dieser Aspekt im Interviewleitfaden auch nicht thematisiert. Insgesamt ließ sich in den Interviews jedoch eine klare Betonung der positiven Eigenschaften des Wohnumfelds – nicht zuletzt im Vergleich zum vorherigen Wohngebiet – erkennen.

Mit ihrer neuen, am Stadtrand gelegenen Wohnung selbst zeigten sich die allermeisten Befragten rundherum zufrieden. Immerhin ein Viertel von ihnen beklagte jedoch die steigenden Nebenkosten – ein Umstand freilich, der sich weniger auf die umzugsbedingte – oft beträchtliche – Vergrößerung des verfügbaren Wohnraums zurückführen lässt als vielmehr auf die allgemein gestiegenen Energiepreise. Mit Blick in die Zukunft wurden darüber hinaus vereinzelt Bedenken hinsichtlich der Altengerechtigkeit des Wohnraumes geäußert. So bedauerte einer der Befragten die fehlende Barrierefreiheit im Eingangsbereich sowie im Badezimmer seines Hauses, eine andere Befragte die fehlende Fahrstuhlerschließung ihrer Etagenwohnung. Ein Interviewpartner schließlich hegte die Befürchtung, dass eine Kürzung der Renten ihn künftig außerstande setzen könnte, die auf seinem Eigenheim liegende Hypothek zu bedienen.

Auch im Hinblick auf die Zufriedenheit älterer Menschen mit ihrer Wohnung und ihrer Wohnumgebung zeichnen unsere Befunde im Wesentlichen dasselbe Bild wie der Leipziger Seniorenreport. Demnach sind 78% der 55- bis 85-jährigen Leipzigerinnen und Leipziger mit der eigenen Wohnung zufrieden; für die 75- bis 85-Jährigen gilt dies sogar in 88% der Fälle. Die Zufriedenheit mit der Wohngegend ist im Mittel ebenso hoch – am stärksten ist sie allerdings in der Gruppe der 65-74-Jährigen ausgeprägt. Die große Zufriedenheit älterer Menschen mit ihrer Wohnung und ihrer Wohngegend interpretiert der Seniorenreport als

Ausdruck des Wunsches, das gewohnte Umfeld nicht verlassen zu müssen (Seniorenbeirat der Stadt Leipzig 2003: 16-18).

Die für die Wahl des neuen Wohnortes vorgebrachten Gründe haben bereits verdeutlicht, wie wichtig den befragten Senioren die Aufrechterhaltung ihrer Mobilität ist. Von unseren Befragten nutzt die Hälfte als häufigstes Verkehrsmittel den ÖPNV, die andere Hälfte – nach wie vor – den PKW. Es ist jedoch anzunehmen, dass sich diese Relation künftig in Richtung ÖPNV verlagern wird. So stellt auch der Leipziger Seniorenreport fest, dass Senioren und vor allem Seniorinnen mit steigendem Alter zunehmend auf Straßenbahn und Bus zurückgreifen (Seniorenbeirat der Stadt Leipzig 2003: 42-43). Vor allem im Nahbereich legen alle Befragten den Großteil ihrer Wege mit dem Fahrrad oder zu Fuß zurück.

Über die Erreichbarkeit wichtiger Einrichtungen finden sich in den Interviews nur wenige Klagen. Die im Leipziger Stadtgebiet ansässigen Befragten können die meisten Ämtergänge in dem in der Nähe des bereits erwähnten Einkaufszentrums gelegenen Behördenzentrum erledigen – und damit an einem Ort, den sie ohnehin regelmäßig für ihre größeren Einkäufe aufsuchen. Immerhin bedauern es einige Befragte, dass dieser zentrale Bereich nur per ÖPNV oder PKW erreichbar ist. Kleinere Einkäufe erledigen die Befragten bei Discount-Märkten in der unmittelbaren Umgebung ihrer Wohnung. Diese können sie – hauptsächlich zu Fuß – problemlos und schnell erreichen. Lediglich die beschränkte Auswahl an Lebensmitteln wird in einigen Interviews beanstandet. Auch die ärztliche Versorgung in ihrer näheren Umgebung bewerten die Befragten beinahe ausnahmslos als gut und verweisen auf eine Reihe von Arztpraxen oder Ärztehäusern sowie eine Vielzahl von Apotheken in der unmittelbaren Umgebung. Zu erwähnen ist allerdings, dass etwa die Hälfte der Befragten bei ihrem jeweiligen alten Hausarzt in der Innenstadt geblieben ist und hierfür auch längere Fahrtwege mit dem ÖPNV oder dem PKW in Kauf nehmen:

„Zum Arzt gehen wir noch nach Leipzig. Wir haben uns nicht trennen können. Also in gewissem Sinne sind wir von der inneren Einstellung her immer noch Leipziger. Das wird sich wahrscheinlich auch nie ändern. Solange wir beide es noch mit dem Auto schaffen.“ (w68, Sekretärin)

Der – sicherlich auch emotionale – Wert einer lange bewährten Arzt-Patienten-Beziehung wird demnach höher eingeschätzt als die mit einem erhöhten Zeit- und Wegeaufwand verbundenen Kosten:

„Ja. Wir könnten sofort hier ins Ärztehaus gehen. Die wären auch gut. Aber wenn sie 25 Jahre ihre Ärztin hatten, die sie aufgebaut hat, dann wechseln sie doch nicht gern.“ (w91, Sekretärin)

4.3 Das soziale Netzwerk

Die meisten Interviewpartnerinnen und -partner fühlen sich gut in ihr suburbanes Wohnumfeld integriert. Für drei der Befragten gilt dies allerdings nicht – wobei zwei von ihnen verwitwet sind und ihr eingeschränktes gesellschaftliches Leben direkt oder indirekt auf diesen Umstand zurückführen (obwohl sie jeweils in unmittelbarer Nähe eines ihrer Kinder wohnen). Wir finden also einmal mehr einen Beleg dafür, dass der Grad an sozialer Einbindung vor allem anderen von individuell-biographischen Faktoren bestimmt wird. Nichtsdestotrotz benennen die Interviewten eine Reihe von Aspekten ihrer Wohnsituation und ihrer Wohnumgebung, die einen entscheidenden Einfluss auf ihre sozialen Kontakte und ihre Integration am Wohnort haben. So wird regelmäßig auf gute nachbarschaftliche Kontakte verwiesen, wobei allerdings nach Wohngebietstypen zu differenzieren ist. In den Mehrfamilienhausgebieten sind die Nachbarschaftsbeziehungen offenbar vergleichsweise distanziert. Eines der befragten Ehepaare vermisst dort seine alte Hausgemeinschaft, die über Jahrzehnte gewachsen war. Dagegen heben die Befragten, die in Einfamilienhausgebieten leben, die oft sehr engen und guten Nachbarschaftsbeziehungen nachdrücklich hervor. In mehreren Fällen gründen sich diese Beziehungen in gemeinsamen Erfahrungen während des Hausbaus, und zum Teil reichen sie sogar noch viel weiter zurück – in die Zeit, als die heutigen Eigenheim- noch Gartengrundstücke waren. Des Weiteren wurde auf Nachbarn und Bekannte aus dem alten Wohngebiet verwiesen, die sich ebenfalls zum Umzug an den Stadtrand entschlossen und dort – nicht ganz zufällig – für dasselbe Wohngebiet entschieden haben. Neben Nachbarschaftsbeziehungen spielen – das wurde in einer Reihe von Interviews deutlich – auch familiäre Netzwerke eine entscheidende Rolle für die faktische wie für die wahrgenommene soziale Integration der Befragten. Beide, sowohl die Nachbarschaft als auch die Familie, stellen im Alltag eine wichtige soziale Ressource dar – etwa wenn es darum geht, während des Urlaubs die eigene Wohnung in guten Händen zu wissen oder sich über alltägliche Probleme auszutauschen. Nicht zuletzt darf die Verfügbarkeit familiärer und nachbarschaftlicher Hilfe mit dafür verantwortlich gemacht werden, dass von den Befragten niemand organisierte Unterstützungsleistungen (weder Bring- noch Hole-Dienste) benötigt.

Besonders hervorzuheben ist der Umstand, dass gut die Hälfte der Befragten angab, der Umzug an den östlichen Leipziger Stadtrand sei primär auf den Wunsch zurückzuführen gewesen, in die Nähe eines ihrer Kinder zu ziehen. Dies gilt nicht zuletzt für die drei alleinstehenden Seniorinnen des Samples. In vier Fällen wurde sogar gemeinsam mit einem der Kinder ein Eigenheim bezogen. Der Umzug in die Nähe oder sogar in das Haus des eigenen Nachwuchses eröffnete nach Aussage der Interviewpartnerinnen und -partner nicht nur die

Perspektive, im Alter erforderlichenfalls ‚versorgt‘ zu sein, sondern bot vor allem die Gelegenheit, Zeit mit der Familie zu verbringen und die jüngere Generation zu unterstützen – z.B. durch die regelmäßige Betreuung der Enkel, das Anlegen eines Gartens oder auch die Beteiligung an der Finanzierung des gemeinsamen Eigenheims etc.

Alle Interviewten haben regelmäßig Besuch von Familienangehörigen, Nachbarn, Freundinnen und Freunden, Bekannten und früheren Arbeitskolleginnen und -kollegen, einige sogar beinahe täglich. Diese Besucherinnen und Besucher kommen aus der gesamten Stadtregion Leipzig. Aber auch entfernter lebende Freundinnen und Freunde sowie Verwandte schauen in regelmäßigen Abständen vorbei. Ähnliches gilt für Besuche außer Haus. Regelmäßig werden Verwandte sowie alte Freundinnen und Freunde besucht und Verabredungen zu gemeinsamen Unternehmungen, zumeist im Leipziger Zentrum, wahrgenommen. Betont wird auch die regelmäßige Kontaktpflege per Telefon. Auf die Bitte, Qualität und Quantität von sozialen Kontakten vor und nach dem Umzug an den Stadtrand zu vergleichen, antworteten die meisten Befragten, dass es zu keinen Veränderungen gekommen sei. Alte Netzwerke konnten offenbar aufrechterhalten werden. In einigen Fällen haben sich die sozialen Kontakte aufgrund der verrentungsbedingten Zunahme an Freizeit und/oder durch die Wohnstandortwahl in der Nähe der eigenen Kinder sogar noch deutlich intensiviert.

Dass soziale Kontakte größtenteils nicht (mehr) an das unmittelbare Wohnumfeld gebunden sind, ist bekanntermaßen ein wesentliches Kennzeichen gesellschaftlicher Modernisierung gewesen und betrifft – was kaum überraschen dürfte – auch die hier im Mittelpunkt stehenden älteren Mitbürgerinnen und -bürger. Damit relativiert sich für die Gruppe der weitgehend uneingeschränkt mobilen ‚jungen‘ Alten die Bedeutung der sozialen Einbindung am Wohnort ganz entscheidend. Andererseits stellten immerhin zwei der Befragten fest, dass sich durch ihr fortgeschrittenes Alter und die damit verbundenen gesundheitlichen Beschwerden, aber auch durch ihren Umzug an den Stadtrand die Zusammensetzung ihres Freundeskreises durchaus verändert habe. Hierin finden wir einen deutlichen Hinweis darauf, dass der (Nah-) Raum für die ‚alten‘ Alten auch in sozialer Hinsicht erheblich an Bedeutung gewinnt.

Unsere Beobachtungen zur sozialen Einbindung älterer Suburbanitinnen und Suburbaniten decken sich weitgehend mit den im Seniorenreport der Stadt Leipzig wiedergegebenen Befunden. So unterhalten ältere Leipzigerinnen und Leipziger in der Regel eine Vielzahl von Kontakten sowohl zu ihren Verwandten als auch zu ihren Nachbarn – obschon ein knappes Drittel von ihnen angibt, die Nachbarn selten oder nie zu kontaktieren. Verwandtschaftliche Beziehungen außerhalb des eigenen Haushaltes werden dabei von Frauen deutlich intensiver gepflegt als von Männern. Um die Pflege von Nachbarschaftskontakten wiederum kümmern

sich die ledigen Seniorinnen und Senioren in noch stärkerem Maße als ihre verheirateten oder verwitweten Altersgenossinnen und -genossen. Mit zunehmendem Alter steigt die Häufigkeit der Nachbarschaftskontakte tendenziell an. Auch wenn derlei Angaben zu Kontakthäufigkeiten bestenfalls einen Hinweis auf die Qualität von sozialen Beziehungen und Netzwerkstrukturen liefern können – sie spiegeln wohl durchaus die reale Bedeutung von Nachbarschaft für die Aufrechterhaltung von Autonomie im höheren Lebensalter wider. So gibt die große Mehrzahl der für den Seniorenreport befragten Personen an, bei Bedarf vielfältige Formen der Nachbarschaftshilfe, z.B. beim Einkaufen oder bei der Bewältigung persönlicher Probleme, in Anspruch nehmen zu können (Seniorenbeirat der Stadt Leipzig 2003: 38-41).

4.4 Außerhäusliche Aktivitäten (Kultur, Bildung, Sport, ehrenamtliches Engagement)

Die Befragten gehen einem breiten Spektrum außerhäuslicher Aktivitäten nach. Gleich mehrere von ihnen engagieren sich in Vereinsvorständen – bei den *Grauen Löwen e.V.* (einer Leipzig-weit tätigen Interessenvertretung) sowie bei lokalen Heimat- oder Gartenvereinen –, im Beirat einer Immobilieneigentümergeinschaft oder im Förderkreis des Leipziger Zoos. Drei weitere gaben an, regelmäßig an Veranstaltungen des Vereins *Aktive Senioren e.V.* teilzunehmen, der im Untersuchungsgebiet Sport-, Sprach-, Computer- und Kunstkurse für Seniorinnen und Senioren organisiert. Klassische Angebote der offenen Altenhilfe nehmen nur die beiden über 90-jährigen Befragten wahr, die regelmäßig Veranstaltungen des örtlichen Seniorentreffs besuchen. Volkshochschulveranstaltungen besucht hingegen keine/r der Interviewpartnerinnen und -partner. Ein Ehepaar ist langjähriges Mitglied im örtlichen Chor. Bemerkenswert ist außerdem, dass in mehreren Interviews die örtlichen Kulturangebote explizit als Möglichkeit zur Integration am neuen Wohnort erwähnt wurden. Ein rundes Drittel der Befragten sucht für Kulturveranstaltungen regelmäßig die Leipziger City auf (Gewandhaus, Kabarett, Museum, Theater, Kino); ein Ehepaar nimmt dort regelmäßig an den Veranstaltungen des Seniorenkollegs der Universität teil.

Nur drei der Befragten gehen regelmäßig in den Gottesdienst und engagieren sich darüber hinaus in der Kirchengemeinde. Die damit dokumentierte vergleichsweise schwache Bedeutung der Kirche als sozialer Handlungsraum und Bezugspunkt älterer Menschen entspricht dem geringen Maß konfessioneller Gebundenheit in Ostdeutschland.

So zeigten gleich zwei Interviewpartner auf die Frage, ob sie gelegentlich zur Kirche gehen, sogar eine ausgesprochen ablehnende Haltung gegenüber der Kirche:

„Nein. Gott sei Dank! Wir sind Atheisten!“ (m72, Journalist)

„Nein. Die sollten die Kirche verbieten. Also ich bin ein absoluter Gegner der Kirche. Das ist eine Verdummung jeder Religion der Menschen. Punkt aus.“ (m66, Ingenieur)

Insgesamt bestätigen unsere Befunde die These von Scheiner (2004: 153), der konstatiert, dass sich die Wahl von Freizeitzielen älterer Menschen nicht allein aus der räumlichen Verteilung von Gelegenheiten, Freizeitpräferenzen sowie sozioökonomischen Merkmalen ergibt, sondern auch von individuell verfügbaren sozialen Netzen und deren räumlicher Struktur abhängt, die sich in der Regel wiederum bereits in früheren Lebensphasen herausgebildet haben.

Ein Vergleich mit dem Leipziger Seniorenreport belegt ein überdurchschnittliches außerhäusliches Aktivitätsniveau der von uns befragten Seniorinnen und Senioren, das angesichts deren ebenfalls überdurchschnittlichen Bildungsniveaus freilich nicht allzu sehr überrascht, da in allen Altersgruppen eine enge Korrelation zwischen Bildungsabschluss und Aktivitätsniveau sowie gesellschaftlicher Teilhabe besteht (vgl. auch Seniorenbeirat der Stadt Leipzig 2003: 31,42). Immerhin erweist sich im Seniorenreport aber auch der ‚Durchschnitt‘ der älteren Leipzigerinnen und Leipziger als durchaus aktiv. Nicht zuletzt übt ein nennenswerter Anteil von ihnen ein Ehrenamt aus. Männer sind hier deutlich überrepräsentiert – weshalb an dieser Stelle ein Hinweis sowohl auf das nach wie vor eher traditionelle Rollenverständnis in der Generation der heutigen Senioren, aber auch auf den gesellschaftlichen Beitrag, den gerade Seniorinnen innerhalb der Familie in der Kindererziehung und/oder der Pflege von Angehörigen erbringen, angebracht erscheint.

5. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die wesentlichen Befunde unserer explorativen Studie sollen abschließend entlang der drei eingangs eingeführten und im Mittelpunkt des Interesses stehenden Aspekte des Älterwerdens in Suburbia – räumliche Ausstattung (a), soziale Netzwerke (b) und Zufriedenheit mit der räumlichen Umgebung (c) – kurz zusammengefasst und im Zusammenhang interpretiert werden.

(a) Insgesamt finden unsere Befragten in den suburbanen Orten und Ortsteilen im Leipziger Osten offenbar ein ausreichendes Nahversorgungsangebot vor. Sie decken in der näheren Umgebung einen großen Teil ihres alltäglichen und sporadischen Bedarfs, finden eine größere Zahl von Ärzten und Dienstleistungseinrichtungen vor und nutzen die vorhandenen Freizeit-, Bildungs- und Kulturangebote. Auch der ÖPNV ist für die meisten Befragten relativ gut erreichbar. Im Detail gibt es freilich nicht unerhebliche Ausstattungsunterschiede der Stadt- und Ortsteile, in denen die Interviews durchgeführt wurden. So überrascht es nicht, dass die Infrastrukturausstattung im Borsdorfer Ortsteil Zweenfurth weniger dicht ist als beispielsweise im an der Leipziger Peripherie gelegenen Paunsdorf mit seinen vielen Tausend Einwohnern. Nichtsdestotrotz scheinen die ‚objektiven‘ (bzw. räumlich-materiellen) Bedingungen für das Älterwerden in dem gewählten Untersuchungsgebiet insgesamt recht günstig zu sein. Dass wir am Leipziger Stadtrand offenbar eine den Bedürfnissen älterer Menschen durchaus entsprechende räumliche Umgebung vorfinden, mag mit Blick auf die skeptische Ausgangshypothese zwar etwas überraschen, deckt sich allerdings durchaus mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen (vgl. Föbker 2002). Dieser positive Befund ist freilich nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass die Qualität der nahräumlichen Versorgung für unsere gesunden und überwiegend hochmobilen Befragten lediglich eine untergeordnete Rolle spielt, während ihr in der Altersforschung als Möglichkeit zur Aufrechterhaltung einer unabhängigen Lebensführung und zur Kontaktpflege, als strukturierendes Element im Tagesablauf sowie nicht zuletzt als Anlass, die eigenen vier Wände zu verlassen, in der Regel eine überragende Bedeutung zugemessen wird (vgl. Ramatschi/Schüttemeyer 2004: 118). In diesem Zusammenhang wäre insofern auch auf den Mangel an Einrichtungen der offenen Altenhilfe, den der Leipziger Seniorenreport (Seniorenbeirat der Stadt Leipzig 2003: 7f.) für den östlichen Stadtrand konstatiert, hinzuweisen. Da unsere Befragten derlei Einrichtungen jedoch weder benötigen noch vermessen, bedeutet dieses Defizit für sie keinerlei Schmälerung von Lebensqualität – geschweige denn, dass es ihre Selbstständigkeit beeinträchtigen würde. Es ist allerdings zu erwarten, dass sich dies in Zukunft ändert. Denn mit zunehmendem Alter dürfte sich der Mobilitätswert auch unserer Befragten zunehmend einengen.

(b) Bezüglich der Einbindung der von uns befragten älteren Suburbanitinnen und Suburbaniten in soziale Netzwerke ist ebenfalls ein generell positives Ergebnis festzuhalten. Sowohl die Qualität als auch Quantität von nachbarschaftlichen Beziehungen, Familienbanden und Kontakten zu (alten) Freundinnen und Freunden wurde in den Interviews ganz überwiegend positiv bewertet. Die Annahme, dass es für ältere Menschen, die am Stadtrand leben, zuneh-

mend schwieriger wird, soziale Kontakte zu pflegen und soziales Kapital aufrechtzuerhalten, konnten wir nicht bestätigen. Auch dies ist zunächst auf den Umstand zurückzuführen, dass die Befragten (ebenso wie ihr soziales Umfeld) über ein (bislang noch) hohes Maß an Mobilität verfügen. Darüber hinaus fanden wir aber auch Hinweise auf eine ausgeprägte soziale Vernetzung im unmittelbaren Wohnumfeld: Zum einen haben sich zumindest in den Eigenheimgebieten offenbar engmaschige und stabile Nachbarschaftsnetzwerke herausgebildet. Zum anderen fällt auf, wie viele der Befragten ihren suburbanen Wohnstandort im Haus oder in der direkten Nähe des Wohnortes eines ihrer (bereits lange vorher aus der elterlichen Wohnung ausgezogenen) Kinder gewählt und somit eine gerade auch mit Blick auf das Problem der Aufrechterhaltung sozialer Nahbeziehungen im Alter strategische Entscheidung getroffen haben. Der ‚Rückzug‘ in die Nähe der Familie ist freilich ein durchaus typisches Motiv für Umzüge im höheren Lebensalter (die zugleich auch als Aufbruch in eine neue, wiederum stärker familienorientierte Lebensphase gesehen werden können) (vgl. Kasper 2004a: 159f.). So können wir konstatieren, dass unsere Befragten – zumindest im Moment – über intakte soziale Netze verfügen, die sowohl alltagspraktische als auch emotionale Unterstützung leisten. Distanz- und Mobilitätsprobleme bezüglich der Aufrechterhaltung dieser Netze waren nicht festzustellen – und sind vor dem Hintergrund belastbarer Nachbarschaftsbeziehungen und/oder des Familienanschlusses am Ort in den meisten Fällen auch für die Zukunft nicht zu erwarten.

(c) Was die Wahrnehmung und Bewertung ihrer Wohnumgebung sowie nicht zuletzt ihre emotionale Bindung an den neuen Wohnort angeht, äußerten sich unsere Befragten ebenfalls eindeutig positiv. Sie alle zeigten sich zufrieden mit ihrer Entscheidung zum Umzug an den Stadtrand, wobei sie sowohl soziale als auch materielle Gründe für ihre hohe Wohn(umfeld)zufriedenheit nannten. Die überdurchschnittliche Wohnzufriedenheit älterer Menschen ist freilich ein weithin zu beobachtendes Phänomen. Im hier untersuchten Fall dürfte sie allerdings (einmal mehr) insbesondere auch mit dem hohen Maß an Mobilität zusammenhängen, dessen sich die Interviewpartnerinnen und -partner erfreuen: Die Leipziger Innenstadt ist selbstverständlicher Bestandteil deren alltäglichen Aktionsraums, was nicht zuletzt auch darauf zurückzuführen ist, dass viele der am früheren Wohn- und Arbeitsort aufgebauten Kontakte aufrechterhalten werden. Vor diesem Hintergrund betrachten sich die meisten Befragten selbst weiterhin als ‚Stadt-Leipziger‘. Das freilich entspricht der generellen Beobachtung, dass der Aktionsradius von Personen mit deren Bildungs- und Einkommensniveau steigt – und zwar unabhängig vom Lebensalter (vgl. Föbker/Scheiner 2004: 115; 156).

Wir können nunmehr konstatieren, dass ihre ‚aktive‘ Teilnahme am Suburbanisierungsprozess für unsere Befragten keine negativen Folgen zeitigt. Ganz im Gegenteil, überwiegend repräsentieren sie den Typus der ‚Wohnstandort-Altersmobilen‘, die mit dem Umzug an den Altersruhesitz die Rahmenbedingungen für die Befriedigung ihrer sozialen Bedürfnisse, ihrer Wohn- und Wohnumfeldansprüche sowie ihrer Freizeitinteressen optimieren (vgl. Kasper 2004b: 178). Sie wären damit fast ausnahmslos der einen von zwei Lebensstilgruppen zuzuordnen, in die Hartmut Häußermann (1996: 65) die ‚jungen‘ Alten ihrerseits noch einmal in idealtypisierender Weise unterscheidet: der Gruppe der materiell abgesicherten Älteren mit relativ hohem Bildungsstand, aus der sich – notabene – auch die Protagonisten der ‚Altensuburbanisierung‘ rekrutieren, die Häußermann insbesondere in landschaftlich reizvollen Regionen beobachtet. Diese Personengruppe zeichnet sich auch in anderen Studien dadurch aus, dass sie sich von der Weitmaschigkeit von Infrastrukturen (nicht zuletzt der täglichen Versorgung), die weite Teile des suburbanen Raums kennzeichnet, nicht nur nicht beeinträchtigt sieht, sondern dass sie darüber hinaus sogar ein weit überdurchschnittliches Aktivitäts- und Mobilitätsniveau pflegt (Ramatschi 2004: 75). Ihr stellt Häußermann diejenigen Älteren gegenüber, die aufgrund ihrer begrenzten materiellen Ressourcen ihren Wohnstandort nicht frei wählen können und die in der Regel einen eher familienzentrierten Lebensstil pflegen. Auch wenn die Häußermannsche Typologie eine gute Annäherung an die Struktur unseres Samples bietet – in einem Punkt steht sie in auffälligem Widerspruch zu unseren Beobachtungen: Während Häußermann den Bessergestellten unter den Älteren eine vergleichsweise schwach ausgeprägte Familienorientierung konzidiert, nannten doch viele unserer Befragten die Nähe zur Familie als wichtigsten Grund für ihre Wohnstandortwahl am östlichen Leipziger Stadtrand. Möglicherweise finden wir hierin einen Hinweis auf die anhaltende Bedeutung einer alltagskulturellen ‚Ost-West-Differenz‘ in dem Sinne, dass auch die Privilegierteren unter den ostdeutschen Rentnerinnen und Rentnern häufig eine ausgeprägte Familienorientierung an den Tag legen. So bleibt festzuhalten, dass die von uns befragten ‚jungen‘ Alten sowohl nähräumliche als auch zentrenorientierte Aktivitäten pflegen und dass sie ihren Wohnstandort als einen wahrnehmen, der ihnen beste Bedingungen für die Realisierung ihrer Lebens- und Handlungsentwürfe bietet, für die – und das ist durchaus bemerkenswert – auch die Familie eine zentrale Rolle spielt.

Alles in allem legt unsere kleine Studie es nahe, die eingangs formulierte skeptische Sicht auf die Wohn- und Lebensbedingungen älterer Menschen am Stadtrand zu revidieren. Die verbreitete städtebauliche und stadtplanerische Kritik am suburbanen Raum geht offenbar

über weite Strecken an der Realität und am Lebensgefühl – gerade – auch der älteren Bewohnerinnen und Bewohner dieses Raums vorbei (vgl. insbes. auch Föbker 2002). Vor einer ‚Übergeneralisierung‘ dieses Befunds sei allerdings gewarnt. Vielmehr erscheint es an dieser Stelle – und damit auch abschließend – angebracht, noch einmal die in der Altersforschung etablierte, zentrale Differenz zwischen ‚jungen‘ und ‚alten‘ Alten aufzugreifen: *„Die Heterogenität und größere Diversität des Alters (...) mit mindestens drei Altersphasen sind Phänomene der heutigen Zeit, und die unterschiedlichen Altersgruppen haben unterschiedliche Sichtweisen und Bedürfnisse hinsichtlich des Stadtraums. (...) Das Erste Alter (direkt nach der Pensionierung) ist eigentlich ‚unräumlich‘, es ist nicht an den Raum gebunden. Im Ersten Alter haben die sehr mobilen bis noch mobilen Seniorinnen und Senioren mehr freie Zeit und sind stark interessiert an Urbanität und Reise-Aktivitäten auch außerhalb des eigenen Quartiers und der Stadt. Im Zweiten Alter der krankheits- oder körperlich bedingten Mobilitätseinschränkungen sind Urbanität und vielfältige Aktivitäten ebenfalls wichtig; das Zweite Alter braucht zunehmend das engere Wohnumfeld zum Erhalt von Kompetenz. (...) Im Dritten Alter der pflegebedürftigen, in Institutionen lebenden Personen (...) ersetzt das engste und innere Umfeld der Institution das frühere Umfeld der eigenen Wohnung und des Quartiers“* (Schneider-Sliwa 2004: 114). Wenn die befragten ‚jungen‘ – etwa um das 80. Lebensjahr herum – zu ‚alten‘ Alten werden, werden sich auch ihre Aktionsräume spürbar verengen, und eine wachsende Zahl von ihnen wird auf fremde Hilfe – etwa durch medizinische Dienste oder Angebote in den Bereichen Rehabilitation, Fitness, Essensversorgung – angewiesen sein, um weiter selbstständig leben zu können. Damit werden dann auch Ausstattungsdefizite im Wohnumfeld (die selbstverständlich auch in innerstädtischen Quartieren nicht unbekannt sind, in aller Regel aber doch weniger gravierend ausfallen) absehbar eine sehr viel größere Bedeutung gewinnen (vgl. Ramatschi/ Schüttemeyer 2004: 118f.) – und solche Defizite konnten wir am östlichen Leipziger Stadtrand ja durchaus feststellen. Letztlich verweist dieser Aspekt allerdings auf ‚größere‘ sozialpolitische Problemstellungen, für die Fragen der räumlichen Ausstattung bestimmter Quartiere zwar durchaus relevant sind, die sich allerdings mitnichten auf diese Fragen reduzieren lassen.

Danksagung

Für kritische Durchsicht des Manuskripts und hilfreiche Anregungen und Verbesserungsvorschläge möchten wir Martin Lanzendorf und Andreas Peter sehr herzlich danken.

Literaturverzeichnis

- ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.) (1992): Regionale und biographische Mobilität im Lebensverlauf. Hannover: ARL (Forschungs- und Sitzungsberichte 189).
- Benfield, F. Kaid/ Raimi, Matthew D./ Chen, Donald D. T. (1999): Once There Were Greenfields: How Urban Sprawl Is Undermining America's Environment, Economy, and Social Fabric. Washington D.C.: Natural Resources Defence Council.
- Bertels, L./ Herlyn, U. (Hrsg.) (1990): Lebenslauf und Raumerfahrung. Leverkusen-Opladen: Leske + Budrich.
- Birg, H. (2005): Die ausgefallene Generation. Was die Demographie über unsere Zukunft sagt. München: Beck.
- Brake, K./ Dangschat, J. S./ Herfert, G. (Hrsg.) (2001): Suburbanisierung in Deutschland. Opladen: Leske + Budrich.
- Brown, V. (1995): The effects of poverty environments on elders' subjective well-being: A conceptual model'. In: The Gerontologist 35 (4), 541-548.
- Butt, J./ Moriarty, J./ Brockmann/ Sin, C.H./ Fisher, M. (2003): Quality of life and social support among older people from different ethnic groups. Research Findings from the Growing Older Programme, 1-4; Online-Quelle (Zugriff am 22.2.2006): <http://www.shef.ac.uk/uni/projects/gop/GOFindings23.pdf>.
- Clark, W. A. V. (1987): Urban restructuring from a demographic perspective. In: Economic Geography 63, 103-125.
- Clarke, P./ George, L. K. (2005): The role of the built environment in the disablement process. American Journal of Public Health 95 (11), 1933-1939.
- Downs, A. (1999): Some Realities about Sprawl and Urban Decline. In: Housing Policy Debate 10 (4), 955-974.
- Flick, U. (1999): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Rowohlt: Reinbek.
- Föbker, S. (2002): Älter werden am Stadtrand. Zur Bedeutung des Wohnumfelds für die Alltagsmobilität älterer Menschen. Bonner Beiträge zur Geographie 16, Bonn: Universität Bonn.
- Föbker, S./ Grotz, R. (2006): Everyday Mobility of Elderly People in Different Urban Settings: The Example of the City of Bonn, Germany. In: Urban Studies 43 (1), 99-118.
- Freeman, L. (2001): The Effects of Sprawl on Neighbourhood Social Ties. An Explanatory Analysis. In: APA - Journal of the American Planning Association 67 (1), 69-77.

- Friedrichs, J. (1990): Aktionsräume von Stadtbewohnern verschiedener Lebensphasen. In: Bertels, L./ Herlyn, U. (Hrsg.): Lebenslauf und Raumerfahrung. Leverkusen-Opladen: Leske + Budrich, 161-178.
- Häußermann, H. (1996): Altern in der Stadt. In: Machule, D./ Mischer, O./ Sywottek, A. (Hrsg.): Macht Stadt krank? Hamburg: Dölling und Galitz.
- Heil, K. (1971): Kommunikation und Entfremdung. Menschen am Stadtrand, Legende und Wirklichkeit. Eine vergleichende Studie in einem Altbauquartier und in einer neuen Großsiedlung in München. Stuttgart/ Bern: Krämer.
- Herfert, Günter (1996): Wohnsuburbanisierung in Verdichtungsräumen der neuen Bundesländer: Eine vergleichende Untersuchung im Umland von Leipzig und Schwerin. In: Europa Regional 4 (1), 32-46.
- Herlyn, U. (1990): Zur Aneignung von Raum im Lebensverlauf. In: Bertels, L./ Herlyn, U. (Hrsg.): Lebenslauf und Raumerfahrung. Leverkusen-Opladen: Leske + Budrich, 7-34.
- Hollstein, B. (2002): Struktur und Bedeutung informeller Beziehungen und Netzwerke. Veränderungen nach dem Tod des Partners im Alter. In: Motel-Klingebiel, A./ von Kondratowicz, H.-J./ Tesch-Römer, C. (Hrsg.): Lebensqualität im Alter: Generationsbeziehungen und öffentliche Servicesysteme im sozialen Wandel. Leverkusen-Opladen: Leske + Budrich, 13-40.
- Kaa, D. J. van de (1987): Europe's second demographic transition. In: Population Bulletin 42, 1-47.
- Kasper, B. (2004a): Faktoren der Wohnstandortwahl aus individueller Sicht. In: Rudinger, G./ Holz-Rau, C./ Grotz, R. (Hrsg.): Freizeitmobilität älterer Menschen. Dortmund: Universität Dortmund, Institut für Raumplanung, 157-162.
- Kasper, B. (2004b): Begründungen und Motive der Freizeitmobilität älterer Menschen. Ergebnisse einer qualitativen Untersuchung. In: Dalkmann, H./ Lanzendorf, M./ Scheiner, J. (Hrsg.): Verkehrsgenese: Entstehung von Verkehr sowie Potentiale und Grenzen der Gestaltung einer nachhaltigen Mobilität. Mannheim: Verlag Meta GIS Infosysteme, 165-182.
- Kohli, M. (1992): Altern in soziologischer Perspektive. In: Baltes, P. B./ Mittelstraß, J. (Hrsg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin/ New York: De Gruyter, 1992, 231-259.
- Kutter, Eckhard (2005): Entwicklung innovativer Verkehrsstrategien für die mobile Gesellschaft. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Lopez, R (2004): Urban sprawl and risk for being overweight or obese. In: American Journal of Public Health 94 (9), 1574-1579.
- Mayring, P. (2000): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 7.Auflage, Weinheim a. d. B: Deutscher Studien Verlag.

- Moorer P./ Suurmeijer, T. P.B.M. (2001): The Effects of neighbourhoods on Size of Social Networks of the Elderly and Loneliness: A Multilevel Approach. In: *Urban Studies* 38 (1), 105-118.
- Naegele, G./ Walker, A. (2002) Ageing and Social Policy: Towards an agenda for policy learning between Britain and Germany. Unpublished Paper, London: Anglo-German Foundation for the Study of Industrial Societies.
- Newman, P./ Kenworthy, J. (1991) *Cities and Automobile Dependence*. Aldershot: Avebury Technical.
- Power, A. (2001): Social exclusion and urban sprawl: Is the rescue of cities possible? In: *Regional Studies* 35 (8), 731-742.
- Putnam, R. (2000): *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community*. New York: Simon & Schuster.
- Ramatschi, U./ Schüttemeyer, A. (2004), Räumliche Orientierung in räumlicher Differenzierung. In: Rudinger, G./ Holz-Rau, C./ Grotz, R. (Hrsg.) (2004): *Freizeitmobilität älterer Menschen*. Dortmund: Universität Dortmund, Institut für Raumplanung, 104-121.
- Raumordnungsbericht 2005 (2005). Bonn: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.
- Rudinger, G./ Holz-Rau, C./ Grotz, R. (Hrsg.) (2004): *Freizeitmobilität älterer Menschen*. Dortmund: Universität Dortmund, Institut für Raumplanung.
- Scharf, T./ Phillipson, C./ Smith, A. (2003): Older Peoples Perceptions of the Neighbourhood: Evidence from Socially Deprived Urban Areas. In: *Sociological Research Online* 8 (4).
- Scheiner, J. (2004): Langfristige und aktivitätsübergreifende räumliche Orientierungen – aktionsräumliche Analysen. In: Rudinger, G./ Holz-Rau, C./ Grotz, R. (Hrsg.): *Freizeitmobilität älterer Menschen*. Dortmund: Institut für Raumplanung, 142-156 (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung. Verkehr Bd. 4).
- Scheiner, J./ Holz-Rau (2002): Seniorenfreundliche Siedlungsstrukturen. In: Schlag, B./ Megel, K. (Hrsg.): *Mobilität und gesellschaftliche Partizipation im Alter*. Stuttgart: Kohlhammer (Schriftenreihe des BMFSFJ 230), 198-221.
- Schneider-Sliwa, R. (2004): *Städtische Umwelt im Alter. Präferenzen älterer Menschen zum altersgerechten Wohnen, zur Wohnumfeld- und Quartiersgestaltung*. Basel: Geographisches Institut der Universität Basel.
- Schulz-Nieswandt, F. (2000): Altern im ländlichen Raum – eine Situationsanalyse. In: Walter, U./ Altgeld, T. (Hrsg.): *Altern im ländlichen Raum: Ansätze für eine vorausschauende Alten- und Gesundheitspolitik*. Frankfurt am Main: Campus, 11-14.
- Seniorenbeirat der Stadt Leipzig (Hrsg.) (2003): *Senioren 2002 in Leipzig: Seniorenspezifische Auswertung der Bürgerumfrage der Stadt Leipzig 2002*. Leipzig: Stadt Leipzig.
- Sieverts T. (1997): *Zwischenstadt: Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. Braunschweig/ Wiesbaden: Vieweg.

Strong-Boag, V./ Dyck, I./ England, K./ Johnson, L. (1999): What Women's Spaces? Women in Australian, British, Canadian and US Suburbs. In: Harris, R./ Larkham, P. J. (Hrsg.): Changing Suburbs: Foundation, Form and Function. London: FN Spoon, 168-186.

United Nations Population Division (2003): World Urbanization Prospects. New York: United Nations.

Victor, C./ Bowling, A./ Bond, J./ Scambler, S. (2003): Loneliness, social isolation and living alone in later life. Research Findings 17, ESRC Growing Older Programme, Sheffield: University of Sheffield, Department of Sociological Studies.

Warnes, A. (1994): Cities and Elderly People: Recent Population and Distributional Trends. In: Urban Studies 31 (4/5), 799-816.

Weltzien, D. (2004): Neue Konzeptionen für das Wohnen im Alter. Wiesbaden: DUV.